

ansprechen darf, bekundet er: »Kann ich den Ausgangspunkt meiner Arbeit angeben, so ist selbst ein vorläufiger Endpunkt noch nicht in Sicht, von dem her sich nun systematisieren und über Methoden theoretisieren ließe.« (S. 306) *Cornelia Rauh-Kühne, Tübingen*

Viola Denecke, *Die Arbeitersportgemeinschaft. Eine kulturhistorische Studie über die Braunschweiger Arbeitersportbewegung in den zwanziger Jahren*, Mekte-Druck Verlag, Duderstadt 1990, 274 S., brosch., 30 DM.

Mit der Untersuchung zur Braunschweiger Arbeitersportbewegung liegt ein weiterer materialreicher lokalgeschichtlicher Beitrag zur Arbeiterkultur in der Weimarer Republik vor. Er stützt sich auf Protokolle, lokale Zeitschriften und die Tagespresse, vor allem aber auf die Befragung von Zeitzeugen. Neueren Ansätzen folgend, beschreibt Viola Denecke den Arbeitersport als Kulturbewegung; dementsprechend setzt sie ihre Schwerpunkte auf die Analyse des Norm- und Wertgefüges in der Arbeitersportbewegung, ihrer identitätsbildenden Kraft und verknüpft sie mit der Frage nach der kulturellen Wirksamkeit des Arbeitersports als gegenkulturelle Bewegung.

Die gerade in der Stadt Braunschweig zu beobachtende starke Polarisierung zwischen Bürgertum und Arbeiterschaft prägte die Entstehungsbedingungen der Braunschweiger Arbeiterkulturbewegung in der Vorkriegszeit. Politisch motivierte, eigenständige sowie milieubedingte Gründungen dominierten. Für die Weimarer Zeit untersucht die Verfasserin Strukturen, Programmatik und Selbstverständnis des Arbeitersportkartells als Dachverband der Braunschweiger Arbeitersportvereine sowie zweier Sportvereine, der mitgliederstärksten ›Freien Turnerschaft‹ und der an einem ethischen Sozialismus orientierten ›Naturfreunde‹. Auffällig ist, daß die Mitgliederzahlen des Arbeitersportkartells deutlich unter denen der bürgerlichen Sportvereine lagen – ein Hinweis, daß auch politisch bewußte Arbeiter in den bürgerlichen Vereinen organisiert waren. Trotz der proklamierten parteipolitischen Neutralität des Arbeitersportkartells war die Nähe zur SPD unübersehbar. Angesichts der Schwäche der Braunschweiger KPD spielten die Richtungskämpfe am Ende der Republik nicht die dominierende Rolle wie anderswo; freilich kam es auch in Braunschweig zu Abspaltungen. Etwas ausführlichere Informationen hätte man sich über das Ende der Arbeitersportbewegung 1933 gewünscht.

Breiten Raum nimmt die Beschreibung des Vereinslebens ein, mit seinen formellen und informellen Kommunikationsstrukturen, den vermittelten Norm- und Wertvorstellungen: Gemeinschaft, Solidarität, Selbsthilfe und Idealismus. Bei genauerer Betrachtung erweist sich das Wertesystem als durchaus heterogen, sich speisend aus bürgerlicher Kulturtradition, sozialistischen Denktraditionen, der Wandervogel- und Jugendbewegung und lebensreformerischen Vorstellungen. Während der Arbeitersport dem Profitstreben in bürgerlichen Vereinen immer noch eine klare Absage erteilte, näherte er sich in einigen Bereichen den Prinzipien der bürgerlichen Sportbewegung zunehmend an. Wenn auch manche Barrieren zwischen den ›Lagern‹ abgebaut wurden, führte diese Entwicklung keineswegs zu einer Integration der Arbeitersportgemeinschaft in die bürgerliche Gesellschaft. Arbeitersportler demonstrierten bewußt ihre politischen und moralischen Ansprüche gegenüber dem bürgerlichen Sportbetrieb. Insofern widerspricht die Verfasserin der vieldiskutierten These von der ›Verbürgerlichung des Proletariats‹ in der Weimarer Republik.

Die Wirkung der Arbeitersportvereine auf das politische Verhalten ihrer Mitglieder erscheint ambivalent. Die für die Vorkriegszeit so charakteristische enge Bindung der Vereine an die sozialistische Arbeiterbewegung lockerte sich. Denecke spricht von parteipolitischer Neutralität und Autonomie bei gleichzeitigem Festhalten an sozialistischen Zielen

und Aufgaben. Doch diese lassen sich explizit nicht in der Vereinspraxis finden, sondern allenfalls in den ritualisierten Fest- und Feierformen. Auch die befragten Mitglieder betonten die Trennung von Vereins- und Parteiinteressen, Ausdruck einer tief verwurzelten sozialdemokratischen Sicht von der ›klassenneutralen‹ Kultur. Gleichwohl entschieden sich die meisten Mitglieder aufgrund einer diffus ›linken‹ bzw. sozialistischen Grunddisposition zum Eintritt in einen Arbeitersportverein. *Hans-Ulrich Ludewig, Braunschweig*

Jehuda Riemer, Fritz Perez Naphtali. Sozialdemokrat und Zionist, Bleicher Verlag, Gerlingen 1991, 400 S., pbk., 65 DM.

Daß Fritz Naphtali in der Weimarer Zeit einen bedeutenden Beitrag zur Formulierung von Programmatik und Politik der Sozialdemokratischen Partei und der Freien Gewerkschaften geleistet hat, ist gewiß all denjenigen, die sich für die Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung interessieren, bekannt; daß sich Fritz Naphtali jedoch bereits Mitte der 1920er Jahre in zionistischen Organisationen engagierte, daß er 1933 – auf der Flucht vor den Nationalsozialisten – bewußt nach Palästina ging und dann in führenden Positionen am Aufbau Israels beteiligt war, dürfte zu den in Deutschland eher unbekanntem Kapiteln seines Lebenswegs gehören, zumal das Verhältnis von Sozialdemokratie und Zionismus ohnehin nicht eben zu den bevorzugten Forschungsfeldern der deutschen Geschichtsschreibung über die Weimarer Jahre zählt. Die nun in einer überarbeiteten und ins Deutsche übersetzten Fassung publizierte Dissertation Jehuda Riemers aus dem Jahre 1983 bietet von daher unter mehrfachen Aspekten eine Ergänzung unserer bisherigen Kenntnisse. Daß die Arbeit überdies durch Erläuterungen zu Lebenswegen und Funktionen der im Buch vorkommenden Personen sowie zu zahlreichen Begriffen und Organisationen aus dem jüdisch-israelischen Umfeld ergänzt wird, erleichtert die Lektüre ungemein.

Schon die ausführliche Einleitung zum Thema Zionismus und Sozialdemokratie informiert detailliert über zahlreiche, vor allem personelle Verbindungen zwischen der deutschen Sozialdemokratie und zionistischen Organisationen. Und auch der Überblick Riemers über Fritz Naphtalis Lebensweg erhellt die Doppelung von politischem Engagement für die Sozialdemokratie und für den Zionismus, die offenbar keineswegs völlig singulär war, deren jüdischer Aspekt jedoch auch den Zeitgenossen vielfach unbekannt war oder als »Privatsache« galt.

Fritz Naphtali, geboren am 29. März 1888 in Berlin, wuchs als Kind einer jüdischen Kaufmannsfamilie auf, die aktiv am Gemeindeleben teilnahm. Er wurde zunächst Exportkaufmann, wechselte dann jedoch den Beruf und arbeitete als Handelsredakteur. Kurz nachdem Naphtali 1916 geheiratet hatte, wurde er eingezogen; von September 1917 bis Dezember 1918 war er Soldat an der Westfront. Nach seiner Entlassung ging er zurück zur »Vossischen Zeitung«. Nach dem Tod seiner Frau im Jahr 1920 zog Naphtali mit seiner sechs Monate alten Tochter nach Frankfurt/Main. Im Jahr 1926 wurde er an die u. a. von SPD und Freien Gewerkschaften getragene Forschungsstelle für Wirtschaftspolitik berufen. Zu den bekanntesten Aktivitäten der folgenden Jahre gehört sein Eintreten für das Wirtschaftsdemokratie-Programm; daß Naphtali maßgeblich daran beteiligt war, daß die SPD 1931/32 der gewerkschaftlichen Arbeitsbeschaffungskonzeption die Unterstützung versagte, wird von Riemer übrigens nicht erwähnt.

Bereits 1925 besuchte Naphtali Palästina; im selben Jahr trat er der Zionistischen Vereinigung für Deutschland bei, in deren Führung er bald mitarbeitete. Daß Palästina für Fritz Naphtali und seine Tochter zum Fluchtziel wurde, ist also nicht erstaunlich. Sofort nach seiner Ankunft widmete sich Naphtali für ein Jahr dem Erlernen der hebräischen Sprache.